Im Bann der Schuld.

Roman von **Frank Barrett.**

(10. Fortsetzung und Schluß.)

„Und wohin führt das Fenster?" frug Lukas hastig.

„Auf einen schmalen Balkon."

„Verwünscht—man kann den Balkon von unten aus übersehen," knirschte der Oberst ingrimmig.

In diesem Augenblick ward von außen an die Thür gepocht.

„Antworte — sage, Du würdest gleich öffnen," flüsterte Lukas befehlend; „hier ist der Schlüssel."

Ihre entsetzliche Erregung mühsam beherrschend, rief Lydia halblaut:

„Julius — noch einen Augenblick Geduld — ich öffne sofort."

Inzwischen hatte Lukas einen alterthümlichen, großen Sessel erspäht, dessen hohe, geschnitzte Lehne Deckung verhieß. Den Sessel so schiebend, daß zwischen der Lehne und dem Fenster ein schmaler Raum blieb, kauerte sich Lukas hinter die Lehne nieder, und den Revolver zur Hand nehmend, zischte er:

„Oeffne jetzt und nimm Dich zusammen! Beim ersten unvorsichtigen Wort zerschmettere ich zuerst Deinem Gatten und dann mir selbst das Gehirn."

Achtundzwanzigstes Capitel.

Die Verzweiflung und die Todesangst ließen Lydia einen Moment wie gebrochen zusammenknicken; dann aber raffte sie sich auf und sich der Thür nähernd, öffnete sie dieselbe und empfing ihren Gatten mit einer Miene, deren Heiterkeit seltsam gegen die geisterhafte Blässe ihres Gesichts abstach. Sich innig in die Arme des Geliebten schmiegend, lehnte sie sich an seine Brust; er fühlte das Zittern der zarten Gestalt und rief ernstlich besorgt:

„Lydia — Du bist krank! Du zitterst und Dein Gesicht ist aschbleich — was ist Dir denn geschehen, mein Liebling?"

„O nichts", sagte Lydia matt lächelnd, „mir fehlt gar nichts — ich bin nur müde."

Julius St. George zog seine junge Gattin neben sich auf ein kleines Sopha, welches dem Sessel den Rücken kehrte, und auf das weiße Atlasgewand, welches Lydia noch nicht abgelegt hatte, deutend, sagte er scherzend:

„Willst Du in diesem Kleide reisen, Lydia?"

„Ach nein — ich stand vorhin im Begriff mich umzukleiden, als mich eine plötzliche Müdigkeit überfiel und so setzte ich mich in die Sophaecke, wo ich dann eingeschlafen bin. Als Du klopftest, wachte ich auf — sollen wir jetzt gehen, oder ist der Wagen noch nicht da?"

„Doch, der Wagen hält unten vor der Treppe", sagte der Freiherr, „aber er mag immer noch ein Weilchen warten."

„Aber weshalb denn, Julius? Laß uns doch gehen", rief Lydia in fieberhafter Erregung, nur darauf bedacht, das Zimmer zu verlassen.

„Nein, mein Herz — in dieser Toilette kannst Du nicht reisen," versetzte der junge Gatte, Lydia mit erhöhter Besorgniß anblickend — sie wußte offenbar nicht, was sie sprach.

„O, ich werfe einen Mantel über", sagte sie hastig; „komm — mir brennt der Boden unter den Füßen."

„Wir können ja mit einem späteren Zuge fahren," sagte Julius beruhigend, den ersten erreichen wir ohnedies nicht mehr. Am besten würdest Du Dich erst noch ein Weilchen ausruhen — Du siehst so matt und erschöpft aus."

In heller Verzweiflung blickte Lydia umher — plötzlich kam ihr ein Einfall.

An der schmalen Wand des Gemachs, welches sie seit ihrer Rückkunft von Nizza bewohnt hatte, stand ein Pianino; wenn sie spielte, wich Julius selten von ihrer Seite, da er die Musik leidenschaftlich liebte und so fragte Lydia denn mit erzwungenem Gleichmuth: „Wie ist's, Julius — soll ich Dir Deine Lieblingssonate spielen?"

„Ah — Du kennst meine schwache Seite," nickte der Freiherr, innerlich höchst erstaunt über Lydia's Idee, zu dieser Stunde spielen zu wollen.

„Gut — dann setze Dich neben mich und wende mir die Notenblätter um", sagte die junge Frau, hastig einen Sessel neben den Klavierstuhl rückend.

„Wenn ich Dir die Notenblätter umwenden soll, muß ich erst die Lampen anzünden," bemerkte Julius heiter, „in dem Zwielicht kannst Du die Noten nicht erkennen."

„So will ich auswendig spielen — setze Dich nur neben mich," bat Lydia, einen Akkord anschlagend.

„Du bist eine kleine Tyrannin, aber ich muß mich fügen," scherzte der Freiherr, den bezeichneten Platz einnehmend; „gestattest Du mir denn zu rauchen, während ich zuhöre?"

„Rauche immerhin," nickte Lydia, Beethovens herrliche Mondscheinsonate intonirend.

Der Freiherr zog sein Cigarrenetui hervor und blickte dann suchend umher; Lydia gewahrte es und im Spiele inne haltend, frug sie beunruhigt:

„Was fehlt denn noch, Julius?"

„Nur ein Streichholz, mein Liebling," sagte der junge Gatte lachend, „spiele nur weiter, ich finde schon, was ich brauche," und damit erhob er sich.

„O Julius — laß mich Dir Streichhölzer holen," rief Lydia, ihren Gatten in seinen Sessel niederdrückend und zu dem Seitentischchen eilend, auf welchem die Zündhölzer standen. Sie reichte ihm die kleine Büchse; als sie es that, bemerkte er, daß ihre Hand krampfhaft zitterte und besorgt den Arm um Lydia schlingend, sagte er eindringlich:

„Mein Liebling — Du bist entschieden krank — willst Du mir nicht sagen, was Dir fehlt?"

Jetzt war es mit Lydia's Fassung zu Ende. Sie brach in heiße Thränen aus und klammerte sich fest an ihren Gatten, während sie über seine Schulter hinweg scheu nach dem Sessel und dem Fenster blickte.

„Vielleicht thut Dir die frische Luft gut", meinte Julius auf's höchste erschreckt; „wollen wir hinaus auf den kleinen Balkon gehen?"

„Ach nein — lieber in den Park", rief Lydia erleichtert aufathmend, indem sie der Thür zueilte. Ihr Gatte folgte ihr kopfschüttelnd; während er einen Shawl vom Sopha nahm und Lydia in denselben hüllte, sah er hinter dem Sessel am Fenster einen Kopf auftauchen und blitzschnell wieder verschwinden und diesen befremdlichen Umstand mit Lydia's verstörtem Wesen zusammenhaltend, murmelte er vor sich hin:

„Lydia will mich um jeden Preis entfernen — dort am Fenster ist ein Mensch versteckt."

* * *

In dem Moment, in welchem Ludwig's Hand den Thürdrücker berührte, ward die Thür von außen geöffnet und zwei Männer erschienen auf der Schwelle.

Zugleich erscholl lautes Stimmengewirr im Corridor und ein Mann in dunkler Uniform rief befehlend:

„Zurück — hier darf Niemand passiren."

Auch die beiden Männer, welche Lydia's Zimmerthür geöffnet hatten, trugen Uniform; der Aeltere griff an seine Mütze und sagte höflich:

„Ich bitte um Entschuldigung, gnädige Frau; wir haben Befehl erhalten, dies Zimmer zu durchsuchen."

„Was soll das heißen?" frug Lydia erbleichend, „wer giebt Ihnen das Recht zu diesem Vorgehen?"

Lydia blickte die Polizisten wie zu Stein erstarrt an, aber endlich faßte sie sich und stammelte:

„Wir sind Polizeibeamte, gnädige Frau," sagte der ältere der Beiden; „wir wurden von Scotlandyard hierhergeschickt mit einem gewissen Verhaftsbefehl, welcher auf den Namen Henry Lukas lautet — der Betreffende wird des Mordes an einem gewissen Lester beschuldigt."

„Dies ist mein Zimmer, — in demselben kann der Gesuchte nicht versteckt sein."

„Das wird sich ausweisen, gnädige Frau," sagte der Beamte höflich; „jedenfalls müssen wir das Gemach durchsuchen."

„Wie uns mitgetheilt worden ist, hat der Gesuchte dies Zimmer vor etwa einer halben Stunde betreten," setzte der zweite Beamte hinzu.

„Und es auch noch nicht wieder verlassen," schrie eine schrille Stimme, während der Hindu, dessen Gesicht nur aus boshaft funkelnden Augen und weißen Zähnen zu bestehen schien, sich zwischen die Beamten drängte.

„Meine Herren," mischte Julius St. George sich jetzt in die Unterhaltung, „wenn meine Gemahlin erklärt, der Mann befindet sich nicht in diesem Zimmer, so ist er entschieden nicht hier. Ich bin bereit, Ihnen Bürgschaft in jeder Höhe zu stellen und —"

„Und ich stelle Bürgschaft, daß Frau St. George gelogen hat," fiel Ines höhnisch lachend ein; „ja, sehen Sie mich nur nicht so erstaunt und zornig an, Herr Baron — ich weiß was ich sage! Ich habe jetzt Niemanden mehr zu verschonen, und so will ich meinem Herzen Luft machen! Der Mann, welcher sich Oberst Lucas nennt, ist mein Gatte — um unsere Pläne auszuführen, traten wir als Vater und Tochter auf, aber ich kann unseren Trauschein, welcher in Marseille ausgestellt wurde, vorlegen.... Ah, nicht wahr, Herr Baron, — meine Ueberraschung interessirt Sie und ich habe noch eine zweite für Sie in petto — Sie haben die Geliebte meines sauberen Herrn Gemahls geheirathet — wie gefällt Ihnen das?.... Ja — ich spreche die lautere Wahrheit — ich selbst führte den Obersten hier in's Zimmer und ich werde den Beweis liefern, daß Ihre Frau Sie getäuscht hat und ihr Geliebter noch drinnen versteckt ist."

An Lydia und ihrem Gatten vorbeieilend stürzte Ines in's Zimmer und den Sessel zurückschiebend, rief sie höhnend und triumphirend:

„Seht her — da ist er!"

„Ja — da ist er!" knirschte Lukas hervortretend, „aber Du, hinterlistige Schlange, sollst Deinen Verrath büßen!"

Ines stieß einen lauten Schrei aus, denn sie sah die Mündung eines Revolvers dicht vor Augen. Mit der Kraft der Verzweiflung faßte sie das todtbringende Rohr der Waffe, aber es war zu spät — ein Blitz — ein Knall und Ines lag röchelnd am Boden, bevor noch einer der Anwesenden begriffen hatte, um was es sich handelte.

Jetzt traten die Beamten auf Lukas zu, aber Lydia warf sich ihnen entgegen und die Hände bittend zu ihrem Gatten erhebend, stöhnte sie athemlos:

„Julius — um der Barmherzigkeit willen — rette ihn — er ist mein — Vater!"

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Lydia war bei den letzten Worten besinnungslos in die Arme ihres erschrockenen Gatten gesunken; Julius trug sie in das Gemach und legte sie sanft auf's Sopha. Dank den Bemühungen ihres Gatten und ihrer Schwiegermutter kam Lydia bald wieder zu sich; sie fuhr auf, blickte suchend im Zimmer umher und rief ängstlich:

„O, wo ist er? Mein Vater — sie haben ihn fortgebracht!"

„Beruhige Dich, Lydia," flüsterte Frau St. George tröstend; „Dein Vater starb, als Du kaum wenige Tage zähltest."

„Ach nein — das glaubte ich früher auch, aber es ist nicht wahr," schluchzte Lydia, sich völlig aufrichtend und die Hände vor das bleiche Gesicht schlagend. „Der — Mann, der Ines erschoß, war mein und ihr Vater — Ines wußte nicht, daß sie meine Halbschwester sei — ich schwieg ihr gegenüber, denn sie sollte nicht auch durch die Kenntniß des Lebens, welches unser Vater geführt, unglücklich werden!"

Julius und seine Mutter tauschten einen raschen Blick — also hierin lag das Räthsel der Anhänglichkeit Lydias an Ines, welches ihnen bisher unfaßlich erschienen war.

„Mein — Vater hat mir seine entsetzliche Vergangenheit enthüllt," fuhr Lydia leise fort, während ihr Gatte den Arm um sie geschlungen hielt und ihren Kopf an seine Brust bettete. „Er war in Geldverlegenheit, und er theilte mir mit, in welchem Verhältniß er zu mir stand, um mir klar zu machen, daß er ein Recht auf das Vermögen, welchrs ich mit vollen Händen verschwendete, besitze. So erfuhr ich, daß seine erste Gattin, Ines' Mutter, noch gelebt hatte, als er meine Mutter heirathete, und damit nicht genug, theilte er mir auch noch mit, daß er seinen Freund Fenton ermordet habe."

Hier konnte sich der junge Freiherr nicht länger halten.

„Was hat er Dir da vorgelogen?" rief er entrüstet; „er hätte Fenton ermordet? O Lydia — er hat Dich schlau umgarnt, aber ich weiß es besser. Er selbst ist —"

„Laß mich ausreden, Geliebter," bat Lydia matt; „wollte Gott, Alles wäre Lüge! Nein — mein Vater schuldete Fenton Geld und Fenton bot ihm an, um den Betrag zu spielen. Mein Vater verlor beständig und als das Spiel zu Ende war, hatte er Bonds ausgestellt, welche sein eigenes, wie das Vermögen meiner Mutter völlig zu verschlingen drohten. Fenton war müde und legte sich schlafen — sein Diener schlief im dranstoßenden Zimmer. Ich kann eben nicht genau erzählen, wie Alles zuging; ich weiß nur, daß mein Vater mit Hilfe von Fentons Diener Fenton umbrachte und seine eigene Uhr sammt Kette auf das Bett, in welchem der Diener geschlafen, legte, bevor er das Gebäude in Flammen setzte. Um meinetwillen, um das Vermögen, welches er verspielt, für mich zu retten, beging er das Verbrechen — er floh in Begleitung des Dieners und —"

„Nun, ich muß gestehen, dieses Lügengewebe ist mit meisterhafter Hand geschlungen worden," unterbrach der Freiherr hier Lydias Bericht; „o, Du armes, armes Kind, — wie konnte der Elende Dich nur so schmählich hinter das Licht führen!"

„Wie so — was meinst Du, Julius?" fragte Lydia verwirrt.

„Das sollst Du sogleich erfahren," sagte der Freiherr, „schon bevor Lukas jene Erklärung niederschrieb, hegte ich Zweifel über seine Persönlichkeit und diese Zweifel erhielten neue Nahrung durch sein Bekenntniß. Ich errieth so ziemlich, auf welche Art der Elende Macht über Dich erlangt hatte, es war nicht schwer, in dieser Hinsicht das Richtige zu treffen, wenn man Deinen Character und die schlaue Berechnung des Obersten gegen einander abwog. Das Dokument legte Dir Schweigen auf und so quälte ich Dich nicht mit Fragen, aber ich nahm mir die Freiheit, auf eigene Hand Nachforschungen anzustellen und da erfuhr ich denn gar mancherlei. Ziemlich zu gleicher Zeit setzte sich ein Hindu Namens Amarat mit den Detectivs, welche ich angenommen, in Verbindung; Amarat bewahrte strenge Verschwiegenheit über seine Vergangenheit, ließ aber durchblicken, daß er mit dem Obersten Lukas noch von früher her ein Hühnchen zu pflücken habe und verschiedene Umstände drängten mir die Ueberzeugung auf, daß Lukas identisch mit jenem Fenton sei, an dessen Tod bisher Niemand gezweifelt hatte. War ich einmal so weit gekommen, dann bedurfte es nicht besonderer Combinationsgabe, um zu vermuthen, daß Fenton den Mord an Lester und dessen Diener begangen und daß der Hindu hierbei hilfreiche Hand geleistet — daß er um den Preis betrogen worden war, ging aus dem glühenden Haß, mit welchem er Lukas verfolgte, hervor. Ich kann Dir jetzt die Details nicht auseinandersetzen, mein Liebling; ich will Dir nur soviel sagen, daß ich einen geschickten Advokaten mit der Entwirrung des Lügengespinnstes betraute, und daß ich vor etwa acht Tagen in Erfahrung brachte, Lukas, der inzwischen verschwunden war, sei identisch mit jenem Fenton."

„Mit Fenton?" wiederholte Lydia immer noch ungläubig; „o, Julius, könnte es möglich sein — wäre er nicht mein Vater?"

„Darüber besteht kein Zweifel — er ist Fenton — und nicht Dein Vater — Lydia!"

„O, Gott sei gelobt — nun kann ich wieder frei aufathmen," rief Lydia mit stürmischem Entzücken.

„Mein armer Liebling — was magst Du gelitten haben," flüsterte Julius innig.

„Ach ja — es war eine entsetzliche Zeit," nickte Lydia, „aber jetzt ist Alles wieder gut. Aber erzähle weiter, Julius, wie war es mit dem Hindu?"

„Amarat hatte seinen Mitschuldigen jahrelang aus den Augen verloren, erst vor drei Monaten entdeckte er ihn in Sanssouci und von dem Tage an hetzte er ihn wie ein Wild. Er hätte ihn hundertmal tödten können, aber das genügte der Rachgier des Hindu nicht — er wollte sein Opfer erst mürbe machen. Um Fenton, dessen Identität die Aussagen Amarats feststellten, endgiltig dem Tode zu überliefern und sich selbst sicher zu stellen, ward Amarat Kronzeuge; ich erwirkte einen Verhaftsbefehl gegen Lukas — Fenton, und der Hindu übernahm es, den Aufenthalt des Schurken ausfindig zu machen. Das Weitere hast Du erlebt," schloß der Freiherr schaudernd; „daß Fenton ein Menschenleben sehr gering anschlägt, hat er vorhin auf's Neue bewiesen und ich danke Gott, daß er jetzt in sicherem Gewahrsam ist — er soll uns hoffentlich nicht weiter beunruhigen."

„Ach — seit ich weiß, daß er nicht mein Vater ist, so fürchte ich ihn nicht mehr," murmelte Lydia.

„Und so Gott will, war es die letzte trübe Stunde in Deinem Leben, meine Lydia," flüsterte Julius St. George innig, „was ich dazu thun kann, Deine Zukunft heiter und glücklich zu gestalten, das soll gewiß geschehen."

„Amen," sagte die alte Freifrau ernst; dann verließ sie das Gemach und die Glücklichen blieben allein.

* * *

Als die Sonne an jenem denkwürdigen Tag unterging, beschien ihr letzter Strahl zwei Glückliche, welche Arm in Arm auf dem Verdeck der „Lydia" standen und die ganze Welt um sich her vergessen hatten.

Pfeilschnell schnitt der Kiel durch die im Abendrothe gleich Purpur schimmernden Wogen — er trug das junge Paar dem Glücke entgegen.

* * *

Erst viel später erfuhren Lydia und ihr Gatte, welches Schicksal Fenton ereilt hatte.

Als die Polizisten den Mörder festgenommen hatten, sperrten sie ihn in ein im oberen Stock gelegenes Gemach, dessen vergitterte Fenster seine Sicherheit verbürgten und während der eine Polizist nach Stonebridge ritt, um von dort einen geschlossenen Wagen und etliche Soldaten zur Bedeckung zu requiriren, hielt der Andere vor dem verschlossenen Zimmer Wache.

Wie es Fenton gelungen, sich nicht nur seiner Fesseln zu entledigen, sondern auch die Gitterstäbe des Fensters zu entfernen, ist nie ganz aufgeklärt worden — nur soviel ist sicher, daß Amarat, der im Park unter dem Fenster des fraglichen Gemachs auf- und abschritt, um sicher zu sein, daß Fenton ihm nicht entrinne, plötzlich einen wilden Schrei ausstieß und dann wie gejagt die Treppen hinaufflog. Den Polizisten bei Seite schiebend, schloß er die Thür auf und stürzte in's Zimmer; Fenton, der soeben die letzte Eisenstange beseitigt hatte, erblickte seinen Todfeind und schwang sich mit einem Satz hinaus auf die Fensterbrüstung. Umsonst, einem Raubthier gleich sprang der Hindu auf das Fenster zu, und in demselben Augenblick, in welchem Fenton, den Sprung in die Tiefe der Begegnung mit Amarat vorziehend, sich von der Brüstung hinabgleiten ließ, legte sich ihm etwas Glattes, Kühles um den Hals! Einen Wuthschrei ausstoßend, erkannte Fenton die lederne Schnur, in deren Handhabung der Hindu Meister war — die Wucht seines frei in der Luft schwebenden Körpers that das ihrige und im nächsten Augenblick hing Fenton erdrosselt an demselben Lasso, welcher Lesters Ende herbeigeführt hatte. In dem Bemühen, die Leiche seines Opfers empor zu ziehen, verlor der Hindu das Gleichgewicht und schwer aufschlagend stürzten beide Mörder in die Tiefe — der Lasso hatte die Blutschuld getilgt.

(Ende.)

— Bei dem Hinrichtungsceremoniell in England spielte die Kirche des heiligen Grabes in der Nachbarstadt Newgat in London einst eine sehr wichtige Rolle. Der diensthuende Geistliche mußte nämlich Nachts am Fenster der Verurtheilungszelle erscheinen, vor derselben mit einer Handglocke läuten und den Unglücklichen ihr nahes Ende in's Gedächtniß rufen, wohingegen der Glöckner am Abend vor jeder Hinrichtung unter den Mauern von Newgate, damit jeder Verbrecher es höre, Verse sang, welche ebenfalls Mahnungen zur Selbsteinkehr enthielten und mit den Worten schloß: „Und wenn morgen die Glocke von St. Pulchre's tönt, erbarme sich Eurer Seelen Gott der Herr!" Kam der Zug mit dem zur Richtstätte geführten armen Sünder an der Kirche vorbei, so sprach der diensthuende Geistliche an deren Stufen den Verbrecher mit einem Gebet an und ermahnte die Zuschauer gleichfalls zum Gebet, worauf man dem Verurtheilten für seine letzte Wanderung einen — Blumenstrauß überreichte, eine Sitte, die noch im ersten Viertel dieses Jahrhunderts nicht abgeschafft war.

— Vorschlag. — Notar: Wie ich vernehme, willst Du nächste Woche im gemeinnützigen Verein einen Vortrag halten über alles, was zu thun ist, bis der Arzt kommt? — Doktor: Ja, ich habe zugesagt. — Notar: Nicht wahr, Doktor, da gibst Du auch den guten Rath, durch mich das Testament machen zu lassen.

Frau Dröge.

Eine Ehestandsepisode von **W. Lynn.**

Fürwahr, die Mine war in ihrer Jugendzeit eine der flottesten Hantirerinnen mit Casserol, Pfanne und Quirl gewesen und wer sie so sah in ihrem sauberen Kattunkleide, mit der blendend weißen Küchenschürze, der leckte sich nicht nur die Finger nach dem, was sie backte und bratete, sondern auch nach ihr selbst — wenn sie ihm nicht just das Gesicht dabei zuwandte.

Nein — hübsch war Mine nicht, das konnte selbst der begeistertste Lobredner ihrer Kochkunst von ihr nicht behaupten, dazu waren ihre Augen zu klein und zu tiefliegend und ihre Nase allzu lang gerathen. Aber sie war ein stämmiges Frauenzimmer, kräftig und dabei behend — einzelne allzu kecke Stammgäste des „Rothen Ochsen", in dessen Küchen-Departement sie unumschränkte Herrscherin war, hatten das erfahren müssen, als sie aus purer Neckfucht sie bei ihrer Herdthätigkeit zu stören versuchten. Auch sie waren mit je einer knallrothen Wange eiliger heraus-, als hineingekommen. Dabei war diese Wangenröthe keineswegs ein Erzeugniß der Bratofen-Temperatur, sondern eines von Minen höchsteigenen Händen, die ja im Klopfen des Fleisches Routine genug besaßen.

Mine ging in ihrem Köchinnenberufe auf. Der Gastwirth, der „alte Dröge", wie er genannt wurde, trotzdem er noch gar nicht so alt war, war ein Wittwer und es gab also keine Frau im Haus, die ihr die Thätigkeit hätte verleiden können, so stand sie Monat um Monat, Jahr um Jahr am Herdfeuer des „Rothen Ochsen" und merkte nicht, wie sie allmälig in das Stadium einer alten Jungfer hineingerieth, die sich zwar in der Kochkunst mit jedem Tage mehr vervollkommnete, körperlich aber keineswegs.

Es dauerte lange, ehe Minen zwischen ihren Schlegeln, Knödeln und Kalbshaxen diese Erkenntniß aufstieß; als sie dieselbe jedoch einmal erfaßt, fand sie sich erstaunlich schnell in die Situation, aber nur, um einen schnellen Ausweg aus dieser zu finden.

Als sie in der nächsten Stunde ihrem Herrn, dem „alten Dröge" begegnete, sah sie ihn sich mit größerem Interesse an. In der That, hübsch war Dröge nicht; die Nase hätte für ein Drillingspaar ausgereicht und in den Augen lag ein nicht eben sehr viel Geist verrathender Ausdruck. Aber Dröge war, was man im ganzen genommen einen „guten Kerl" nennt und der „Rothe Ochse" gehörte ihm schuldenfrei.

Bei dem fünften Ei, das Mine nach dieser Prüfung auf duftenden Speck in die Pfanne schlug, stand ihr Entschluß fest. Sie wollte Frau Dröge werden, um ihren langgewohnten Platz am Herdfeuer des „Rothen Ochsen" unkündbar beizubehalten. Sie ging auch schnurstraks auf ihr Ziel los, indem sie—ihren Dienst aufkündigte.

Das Mittel, so seltsam es schien, wirkte. Als Herr Dröge die Kündigung seinen Gästen mittheilte, erhob sich ein wahrer Sturm. In dem Satze:

„Wenn Sie Mine gehen lassen, so können Sie Ihren „Rothen Ochsen" auch nur gleich mitlaufen lassen," culminirten sämmtliche Meinungen.

In dieser Nacht schlief Herr Dröge, der sich eines höchst gesunden Schlafes erfreute, zum ersten Male recht herzlich schlecht. Das Schicksal seines „Rothen Ochsen" ging ihm doch zu Herzen und da dieser und Mine getrennt existenzunfähig erschienen, so beschloß er den Versuch zu machen, Mine und den „Rothen Ochsen", d. h. sich selbst für ewig zu verbinden.

So wurde Mine Frau Dröge.

Keiner war's besser zufrieden, als die Schaar der Stammgäste. Frau Dröge machte ihrem Posten die vollste Ehre und der „Rothe Ochse" stand in einem Flor wie nie zuvor.

Der Einzige, der von der Wendung der Dinge nicht sonderlich erbaut schien, war Dröge selbst. Sonst war er der Herr, jetzt war er's gewesen. Extrawünsche seiner Gäste, die sonst an ihn gelangten, wurden jetzt direct an seine Gattin erpedirt. Und — was das Schlimmste war, die keckften unter seinen Stammgästen wagten ihn zu hänseln, daß Mine ihn ganz und gar unter dem Pantoffel, in specie unter dem Kochlöffel habe.

Da war dem guten Dröge die bunte Zipfelmütze, die er in seinem Gastlocal zu tragen pflegte, fast vom Kopfe gefallen und er that einen hohen Schwur, er sei der Mann in Haus und Hof.

„Warum nicht!" warfen die Stammgäste ein. „In Haus und Hof, so im Allgemeinen betrachtet, wohl schon, in der Küche dagegen habe er noch weniger Aufenthaltsrecht, als die kecke Hauskatze."

Darauf war der Dröge ganz fuchtig aufgestanden und hatte eine Wette angeboten von zehn Flaschen Federweißem, wenn er auch nicht in der Küche zu sagen und zu commandiren hätte.

Hinterher ward's ihm freilich etwas leid; denn bei einem Versuch, in der Küche etwas nicht in Ordnung zu finden, hatte die Mine die Hände in die Seiten gestemmt und ihm einen solchen Blick zugeworfen, daß ihm das Wort auf den Lippen erstorben war und er sich geschwind wieder hinausgemacht hatte.

Das ärgste an der ganzen Wette war, daß sie coram publico, vor den Stammgästen ausgetragen werden sollte. Der würdige Präsident des Stammtisches hatte folgende „Prüfung" ihm zu bestehen geboten. Am Mittwoch gab es Leberknödel und diese waren Frau Dröge's unübertroffene Specialität. Am Mittag nun, während die Herren speisten, sollte Dröge in die Küche gehen, berichten, daß die Herren zum ersten Male mit dem Gerichte unzufrieden seien und mehr Sorgfalt bei der Zubereitung verlangen. Beschied sich Mine — pardon, Frau Dröge, — dabei, so hatte der „Rothe Ochse" gewonnen, becomplimentirte sie ihren Gatten aber nicht nach Alberti's Complimentirbuch, so waren die Stammgäste die Gewinner.

Mit leiser Furcht sah Dröge dem Mittag entgegen. Sehr reservirt begrüßte er seine Mittagsstammgäste, die heute ausgelassener als je waren. Die Knödel, duftend und den Gaumen reizend, erschienen auf dem Tische. Jeder griff zu und mit großer Selbstverleugnung nur behaupteten die Stammgäste wenige Augenblicke darauf: „Die Knödel seien heute nicht zu essen." Seltsam, daß keiner in der ersten Schüssel liegen blieb!

Dröge rückte die Zipfelmütze keck auf ein Ohr, riß seine schläfrigen Augen weit auf und stopfte eine Hand voll Schnupftabak in sein ungeheures Riechorgan. Dann öffnete er die Gastzimmerthür und ließ sie der getroffenen Vereinbarung gemäß offen. Ebenso verfuhr er mit der Thür der gegenüber im Corridor liegenden Küche. Man konnte so im Gastzimmer jedes laute Wort verstehen, das in der Küche gesprochen wurde.

Zagenden Fußes schritt Dröge in das Heiligthum seiner Frau. Gespannt lauschten die im Gastzimmer Zurückgebliebenen.

Richtig, jetzt erschalten dort folgende Worte:

„Was ist denn heute mit den Knödeln los? Die Herren lassen sie stehen und schimpfen, daß sie schlecht seien. Ich bitte mir aus, daß hier in der Küche mehr Sorgfalt herrscht!"

Keine Antwort auf die grobe Anrede.

„Er hat doch selbst die Hosen an!" sagte ein Herr am Stammtisch leise.

„Dann haben wir uns in Mine gründlich getäuscht," gab ein Zweiter flüsternd zurück.

„Wer weiß, was noch kommt!" mahnte ein Dritter.

Und dieser Dritte war der Wahrheit am nächsten gekommen. Freilich war keine Antwort laut geworden, aber Frau Dröge war auch gar nicht im Stande, in der ersten Minute eine solche zu ertheilen.

Wie? Ihre Kochkunst, ihren Stolz, ihre Lebensaufgabe wagte der Mann zu schmähen, den sie nur aus Liebe zu ihrem Platz am Ofen geheirathet hatte? Da hörte alles auf! Die Knödel waren gut, sie hatte sie selbst gekostet und sie konnte für ihre Güte und ihren Wohlgeschmack ihre Hand in das aufzischende Fett legen. Warte!

Und die blitzenden Augen auf Dröge gerichtet, der sich vor dem bräuenden Leuchten darin schnell rückwärts zu concentriren begann, griff sie mit dem langen Schöpflöffel in die Knödelmasse an und da — eine zum Wurf ausholende Bewegung, ein halberstickter Aufschrei, ein fünf-, sechsmaliges Klatschen und ein Höllengelächter am Stammtisch — die Katastrophe war eingetreten; Nichts konnte besser die Thatsache illustriren, daß Dröge in seiner Küche kein Jota zu sagen habe, als die sein Kinn umrahmende Knödelmasse und die Löffelhiebe, die er auf Kopf und Hände erhalten hätte. Der „Rothe Ochsen"-Wirth schüttelte sich ordentlich, als er aus dem Handbereich seiner Mine war und ertrug mit sichtlicher Ueberwindung die tollen Scherze und Hohnreden, die nun am Stammtisch auf ihn niederrasselten. Da hatte er einen guten Gedanken. Er holte den Federweißen und gab seine Wette offen verloren.

Soviel Leberknödel wie an diesem Mittag waren seit Menschengedenken im „Rothen Ochsen" noch nicht gegessen worden.

Der Federweiße that dabei auch seine Schuldigkeit. Die Stimmung wurde riesig fidel. Nur der Ochsenwirth selbst konnte sich nicht in die allgemeine Lustigkeit finden, denn die Küchenscene hatte ihn deutlicher als irgend etwas anderes davon überzeugt, daß es mit seiner Herrschaft im Hause fortan aus war und daß er bei der kräftigen Constitution seiner Mine am besten thue, wenn er diese ungehindert schalten und walten lasse. Das konnte er mit um so leichterem Herzen thun, als er ihr zugestehen mußte, daß sie eigentlich eine geborene Gastwirthsfrau sei.

Aber wenn er glaubte, daß der „Schlag mit dem Kochlöffel" die einzige Strafe für sein frevelhaftes Eindringen in Frau Dröges Departement sei, so irrte er sich. Die Kunde von der Wette hatte — seltsam! — schnell ihren Weg in die Küche gefunden und als Nachmittags die Gaststube leer war und der Wirth zum „Rothen Ochsen" sich auf das Kanapee legen wollte, um ein „Nickchen" zu machen, da bekam er eine Gardinenpredigt, bei welcher ihm jeder Schlaf völlig verging. In der Küche hat er nichts wieder befohlen!

Wie wird man schön?

Halt, liebe Leserin, verschlinge nicht die nachfolgenden Zeilen in der Hoffnung, durch sie Deinem werthen „Ich" einen erhöhten Reiz verleihen zu können! Das soll der Zweck derselben sein, Dir, die Du erwachsen bist, wird er dazu wenig helfen; aber für Deine lieben Kleinen wird er Dir Winke geben, welche immerhin der Beachtung werth sind. Darum lies langsam und wiederholt diese Zeilen und denke darüber nach, und wenn Du etwas gefunden, was Deine Zustimmung nicht hat, so thue es mir kund, ich hör's gerne.

Der berühmte englische Mime Garrick behauptete, daß jeder Mensch seinen Kopf so zu formen vermag, wie er ihn haben will, und eine der geistreichsten Frauen unserer Zeit, Madame Delphine de Girardin, erklärte, hübsch zu sein, sei die erste Pflicht einer Frau. Der Eine und Andere glaubten also, daß das menschliche Gesicht wie weiches Wachs sei, daß man willkürlich zu kneten und zu bilden vermag. Der große englische Humorist Dickens, welcher, nebenbei bemerkt, ein außerordentliches mimisches Talent besaß, scheint derselben Ansicht gewesen zu sein.

In einem seiner Romane führt er eine Lehrerin vor, die ihre Zöglinge ganze Litaneien von Wörtern, die mit den Buchstaben pr begannen, ableiern ließ, um ihnen ein kleines Mündchen anzugewöhnen. Das nannte Dickens „die Natur korrigiren". Manche Mütter haben eine instinktive Ahnung davon, daß man die Natur korrigiren könne, und sie ziehen den Nasenknorpel ihrer Kleinen sanft hin und her, in der Hoffnung, daß hierdurch der Gesichtsvorsprung ein klassisches Gepräge erhalten werde. Diese „Naturverbesserung" scheint auch bei manchen barbarischen afrikanischen Stämmen im Schwunge zu sein, bei denen die Mütter den Schädeln der Neugeborenen durch Kneten und Bestreichen, und den Gesichtern dadurch, daß sie sich darauf setzen, ein den ästhetischen Anschauungen dieser Stämme entsprechendes Gepräge zu verleihen wissen. Wir mögen darüber lachen, aber diese Völkerschaften übertreffen uns gleichwohl an künstlerischem Formgefühl, weil sie sich wenigstens Mühe geben, ihre Nachkommen dem ihnen vorschwebenden Schönheitsideale möglichst nahe zu bringen. Bei uns aber, die wir uns über diese Barbaren so hoch erhaben glauben, will man sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß es unsere Pflicht und Schuldigkeit sei, unsere Söhne und Töchter mit einem hübschen oder zum mindesten präsentablen Gesicht, mit einem gesunden Körper und geraden gelenken Gliedern auszustatten. Es ist durchaus nicht unmöglich und es ließe sich so leicht bewerkstelligen, wenn man sich damit nur ernstlich befassen wollte. Das Gesicht eines Kindes zu modificiren, das sollte leicht sein? Ja wohl, es ist das durchaus keine Hexerei. Man kann dies Ziel dadurch erreichen, daß man hier eine allzu flache, dort eine zu sehr vorspringende Stelle des Gesichtes nachdrücklich massirt, daß man der Pflege der Augen, Wimpern, der Brauen, sowie dem Haarsystem überhaupt eine besondere Beachtung und stetige Sorgfalt widmet. Es sind hierdurch ganz wunderbare Resultate erzielt worden, und so manche Leute, die als Kinder von einer geradezu abstoßenden Häßlichkeit waren, sind auf diese Weise zu präsentablen Gesichtern gelangt.

Was eine künstliche Nachhilfe vermag, was eine konsequent betriebene Modificirung der Gesichtsmuskeln zu leisten im Stande ist, das beweisen ja täglich Maler und Schauspieler. Hat übrigens nicht jeder Beruf seinen ausgeprägten Gesichtstypus, und sucht nicht unwickürlich Jeder, der einem bestimmten Ruf angehört, sein Gesicht dem darin herrschenden Typus anzuschmiegen? Es gehört keine große physiognomische Kenntniß dazu, um auf den ersten Blick den Kellner, den Sportsmann, den Kunstreiter, den pensionirten Officier, den Börseaner und den Fleischermeister zu erkennen. Alle diese Leute haben sich ihr Gesicht sozusagen selbst gemacht. Geradezu Wunderbares in der Umwandlung des ursprünglichen Gesichtes bringen zuweilen Frauen zu Stande. Wie viele Gräfinnen und Fürstinnen haben wir nicht, denen es Niemand ansieht, daß sie aus niederen Volksschichten hervorgegangen sind, so aristokratisch fein haben sie ihr Gesicht auszuprägen verstanden.

* * *

In weit höherem Grade als das Gesicht sind die anderen Theile des Körpers bildsam und für mechanische Einwirkungen empfänglich. Der Muskel ist besonders in der Kindheit das plastische Gewebe von der Welt. Man kann daraus machen, was man will, man kann den Muskel wie Thon modelliren, dort eine Kontur abrunden, hier dem Profil einen sanfteren Schwung verleihen und sogar eine gewisse Plasticität und Elasticität dem Knochen verleihen, der beim Kinde ebenso biegsam und schmiegsam wie der Muskel selbst ist. Und all' dies blos dadurch, daß man den Muskel nach einer rationellen Methode mehr oder weniger arbeiten läßt, in Folge dessen gewisse Muskelfasern dick und stark, andere wieder stationär bleiben.

Es ist auffallend, daß man diese Plasticität und Bildsamkeit sich nicht besser zu Nutze macht, als dies thatsächlich geschieht. Wir sind in die Schönheit verliebt und vernachlässigen doch in unverantwortlicher Weise unsere eigenen Formen. Wie viele Künstler und Künstlerinnen gibt es nicht, die für die Schönheit in der Kunst und in der Natur die feinste Empfänglichkeit besitzen, selbst aber durch ihre eigene oder doch durch die Nachlässigkeit ihrer Eltern von aller Schönheit in trostloser Weise verlassen sind! Der Eine hat einen schiefen Rücken, der Andere einen nackten Schädel, der Dritte hat sich ein rundes Bäuchlein wie ein Fäßlein angemästet, ein Vierter wieder hat spindeldürre Beine. Ein falscher Rubens bringt diese Herren außer sich, aber ihre Töchter lassen sie bucklich, ihre Frauen alt und fett werden.

„Man könnte sagen" — so folgert ein Feuilletonist des „Wiener Tageblatt" — „das ist Alles sehr schön, aber was läßt sich dagegen thun?" Sehr viel. Nichts leichter, als zu verhüten, daß ein Mädchen bucklig wird; eine hübsche Frau altert niemals, wenn sie sich dazu entschließt, die Schönheit ihres Alters zu heben, und nur jene Frauen werden fett, die sich ein- für allemal mit ihrer Fettigkeit abgefunden. In der Erziehung zu Hause und in der Schule wird bis jetzt der ästhetischen Seite viel zu wenig Beachtung geschenkt. Wie man jetzt Inspectoren hat, welche die Kenntnisse der Schüler prüfen, um von deren Fortgang sich zu überzeugen, so müßte es eigene Sachkenner geben, welche die körperliche Erscheinung der Knaben und Mädchen zu untersuchen und darüber Bemerkungen zu machen hätten: „Mein Fräulein, diese Schulter ist zu tief, dieser Arm ist zu mager, diese Hüfte unzureichend. Dem muß abgeholfen werden. Sie müssen fleißiger turnen und zur Uebung täglich zwei Stunden aus vollen Lungen athmen. Ein oder zwei Stunden täglich Bicycle-Fahrten würde Ihnen auch nicht schaden."

Wenn von Staatswegen der äußerlichen Erscheinung der Kinder eine so eingehende Sorgfalt gewidmet werden sollte, so wird man nach einer Anzahl von Jahren den heilsamen Einfluß auf die Rasse vor Augen haben. Ein gesundes und schönes Geschlecht wird heranwachsen.

Man staunt über die bildende Kunst der alten Griechen, man bewundert dieses Volk, indem die Jünglinge stolz und kräftig waren, die Mädchen- und Frauengestalten einen herrlichen Körperbau hatten, aber bei aller Zartheit stark und ausdauernd waren.

Es war keine Hexerei hierbei im Spiele. Es ging mit rechten Dingen zu. Die alten Hellenen kannten das Geheimniß der Plasticität des Muskels, und von dem Augenblick, da ein neugeborenes Kind die vier Wände beschrie, ging ihr Streben dahin, das Gesicht und den Körper des Kindes durch eine rationelle Erziehungsmethode jenem leuchtenden Schönheitsideale nahezubringen, das ihnen in den Götterbildern in den säulengeschmückten Tempeln leibhaftig vor Augen stand. Und die schönen Menschen wirkten wieder auf die Kunst zurück und lieferten dem Künstler die Vorbilder für seine Arbeiten. Warum folgen wir nicht dem Beispiele der alten Griechen? (Die Hausfrau.)

— Aus Madrid wird geschrieben: Spanien ist und bleibt das Land der Romantik, welche hier mit ihrer Posse überall die Prosa unserer Tage durchbricht. So hat der Standesbeamte am staubigen Aktentisch den Priester am Altar noch nicht zu verdrängen vermocht, und die Liebenden aus Manzonis „Promessi Sposi" finden in Spanien ihre Epigonen; nur daß diese im vorliegenden Falle nicht Lucia und Lorenzo, sondern Emilia Diaz und Xavier Ortega heißen. Beide liebten sich. Sie ist wohlhabender Leute Kind und zählt kaum 18 Sommer; er ist nicht viel älter und angehender Ingenieur. Die Eltern Beider wollen von einer Verbindung nichts wissen; sie werden wohl ihre Gründe gehabt haben. Aber Liebe macht erfinderisch. Als an einem Sonntag zu früher Morgenstunde in der Carmeliter-Kirche vom heiligen Kreuz in Madrid der Geistliche die Messe las, befanden sich in der ersten Reihe der Andächtigen, auf den Stufen des Altars knieend, fünf Personen, eine Dame und vier Herren. Der Priester ministrirte, wie er täglich that; in dem Moment aber, in dem er den Segen ertheilte, erscholl laut und feierlich zu seinen Füßen aus dem Munde der Dame und eines der Herren die Schlußformel des Trauactes: „Nos queremos por Esposos" — „Wir wollen uns zu Ehegatten." — Es half dem Priester zu nichts, daß er nun die heilige Handlung unterbrach; der Segen war gesprochen und „was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden", so wenigstens will es hier noch der Brauch, denn als die Neuvermählten in Begleitung ihrer Trauzeugen beim Verlassen der Kirche von einem herbeigerufenen Polizeicommissär vor den Richter geführt wurden, vermochte dieser nur die rechtliche Giltigkeit des von dem Geistlichen, wenn auch unwissentlich, geschlossenen Bundes zu bestätigen.

— Die Pester ungarische Commercialbank kaufte im December v. J. bei der Pester Filiale der Firma Wertheim & Co. eine eiserne Cassette, gab sie aber am 6. März d. J. wieder zurück, mit dem Bemerken, daß die Bank eine größere Cassette bedarf. Seitdem befand sich die kleine Cassette unberührt im Verkaufsmagazin und erst dieser Tage fand sie einen neuen Käufer. Bei diesem Anlaß wurde sie geöffnet, aber wer beschreibt die Verblüffung des Geschäftsführers, als er im Innern der Cassette zwei mit fünf Siegeln verschlossene Briefe fand. Rasch trug er die Cassette sammt dem Inhalt zur Bank, wo die Briefe als Eigenthum der Anstalt erkannt wurden. In beiden Briefen soll sich die Baarsumme von 2800 fl. befunden haben, während eine andere Version den Inhalt auf 40,000 fl. angibt.

— In der Cathderale zu Valencia explodirte während des Ostergottesdienstes bei dem Hochaltare eine große mit Pulver gefüllte Petarde. Unter den Andächtigen, von denen das Gotteshaus vollständig gefüllt war, entstand eine panikartige Verwirrung, viele Frauen wurden ohnmächtig. Der Hochaltar ist zerstört. Die Urheber des Verbrechens sind bis jetzt nicht ermittelt

Englischer Blaublut-Schwindler.

In neuerer Zeit sind die Fälle wieder besonders häufig geworden, in denen amerikanische Erbinnen ihr Schicksal an dasjenige mehr oder weniger hochbetitelter Europäer geknüpft haben, welche bei dem Aufsuchen der Verbindung augenscheinlich nichts Anderes, als die Verbesserung ihrer financiellen Verhältnisse bezweckten oder wohl gar bei allen ihren bezüglichen Behauptungen nur auf Täuschung bedacht waren. So bedauernswerth jedes in seinem Vertrauen getäuschte Weib im Allgemeinen auch ist, so kann man mit diesen Amerikanerinnen im Speciellen doch schwerlich ernstliches Mitleid hegen, — schlossen dieselben in den meisten Fällen doch nur ein Geschäft ab, welches sich, wie das ja bei jedem Geschäft denkbar ist, als ein verfehltes erwies. Was aber die Frage anbetrifft, wer leichter durch solche Abenteurer getäuscht werden kann, Frauen oder Männer, so liefert der Erfolg, welchen ein angeblicher Bruder des englischen Lord Sutton in New Yorker „hocharistokratischen" Kreisen gehabt hat, wieder einen Beweis dafür, daß es in Amerika unter den „Snobs" mindestens ebenso viele blind vertrauensselige Persönlichkeiten gibt, wie unter den Titeljägerinnen. Es wird über diesen Gutedel aus New York mitgetheilt:

Anfangs April hielt ein junger Engländler, der sich als Albert E. Sutton von der englischen Marine ausgab und behauptete, ein Bruder des bekannten englischen Jachtbesitzers Sir Richard Sutton zu sein, seinen Einzug in das „Hoffman House". Er lebte flott, herrlich und in Freunden, und da er ein liebenswürdiges, angenehmes Benehmen hatte, erwarb er sich in kurzer Zeit viele Freunde. Jeder glaubte ihm auf's Wort. Man führte ihn in den „Union Club", „New York Yacht Club" und „Manhattan Club" ein und feierte ihn nach Kräften. Unglücklicher Weise für Sutton aber glücklicher Weise für das „Hoffman House" kam ein Mitglied des „New York Yacht Club" auf die Idee, das Register der englischen Marine nach Suttons Namen durchzusehen. Er konnte ihn jedoch nicht finden, und da mittlerweile Sutton Lunte gerochen hatte, verduftete er, ohne anzugeben, wann er zurückkehren werde. Der Hauptclerk im „Hoffman House" machte ein saures Gesicht, als man ihn nach der Summe fragte, die Sutton dem Hotel schulde. Er weigerte sich, irgend etwas über die Angelegenheit zu sagen. Die „Barkeeper" waren jedoch mittheilsamer und erklärten, daß Sutton nicht nur selbst wie ein Prinz gelebt, sondern auch immer nach Kräften seine Freunde „getreatet" habe. Das Gerücht, daß der Verschwundene sich bei Oyster Bay, L. J., ertränkt habe, wird von erfahrenen Hoteldectivs als aus der Luft gegriffen angesehen.

Die Sucht, sich im Lichte der wahren oder vermeintlichen Rangessuperiorität der Fremden zu sonnen, läßt selbst die tüchtigsten Geschäftsleute, und ganz besonders „echt amerikanische", die handgreiflichsten Thorheiten begehen und je empfindlicher jeder einzelne dieser Düpirten unter den Folgen seiner — wir möchten fast sagen Sklavennatur zu leiden hat, um so eher ist Aussicht darauf vorhanden, daß jeder überseeische Graf oder Prinz, statt durch diesen Titel einen Passepartout zu jeder beliebigen Gesellschaft zu erlangen, erst den Nachweis zu führen hat, daß er trotz desselben ein in Wirklichkeit anständiger Mensch ist.

Ein Held im Priesterkleide.

Der weltberühmte „Aussatz-Priester" Vater Damien ist, wie eine Depesche besagt, endlich auf Hawaii gestorben, nachdem er selber den furchtbaren Aussatz mehrere Jahre mit sich getragen und dabei seines Amtes unter den Unglücklichen weitergewaltet hatte.

Vater Damien war ein unübertroffenes Muster von Selbstaufopferung, die mit dem Bewußtsein von dem schließlichen Ende eingegangen und durchgeführt wird; wohl keiner der Märtyrer aus der ersten Zeit des Christenthums steht an Seelengröße über ihm. Vor einem Vierteljahrhundert wurde er, damals ein 24jähriger Jüngling, von Belgien nach Hawaii gesandt, und nachdem er dort mehrere Jahre gewirkt hatte, wurde sein Herz von den Leiden der Aussätzigen-Colonien auf der Insel Molokai so ergriffen, daß er seine Oberen bat, dort seinen Aufenthalt nehmen zu dürfen, um den von aller Welt Verlassenen ein Pfleger und Berather zu sein; sein Gesuch wurde gewährt.

In dem Augenblick, wo Vater Damien seinen Fuß auf die Insel der Aussätzigen setzte, war er für immer von der persönlichen Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten. Auf keinen Ort der Welt kann die Inschrift der Dante'schen Hölle: „die Ihr hier eintretet, laßt alle Hoffnung fahren!" besser zutreffen, als auf diesen. Die einzige Hoffnung, welche es hier noch gibt, ist ein rascher Tod, denn an ein Rettung ist in keinem Fall zu denken, und die Leiden sind entsetzlich. Damien fand die Colonien in einem schauderhaft vernachlässigten Zustande. Die Unglücklichen lebten in Grashütten zusammen, wie die wilden Thiere, — nein, schlimmer als diese, denn sie hatten die Herstellung eines gewissen berauschenden Getränkes entdeckt, das Ausschreitungen der haarsträubendsten Art verursachte. Der Priester sah, daß es nutzlos war, die moralische Hebung dieser Menschenkinder zu versuchen, ehe ihre physischen Verhältnisse gebessert waren. Mit Hilfe seiner Oberen und Freunde in der Außenwelt sorgte er für bessere Kleidung, Behausung und Nahrung; dann erst trieb er sein Missionswerk mit Erfolg. Alles verehrte ihn wie einen Heiligen und Vater.

— Prager Blätter erzählen folgende Geschichte: „Wohl selten hat eine Taube die öffentliche Aufmerksamkeit und das allgemeine Mitleid für sich so in Anspruch genommen, wie jene, die sich am Oster-Heiligabend am Pulverthurm in schwindelnder Höhe zwischen den Flügeln einer Engelsstatue mit dem Fuße gefangen hatte. In dieser qualvollen Situation schwebte das Thier viele Stunden lang zwischen Himmel und Erde und machte verzweifelte Anstrengungen, um sich wieder frei zu machen. Während der militärischen Auferstehungsfeier richteten sich die Augen Vieler auf das arme Thier, welches sich vergeblich abmarterte. So verging die Nacht, und als der Ostersonntag anbrach, da zappelte die Taube noch immer. Im Laufe des Vormittags wurden endlich auf der Thurmgalerie und in einem Thurmfenster Feuerwehrleute sichtbar. Von der Galerie wurde ein Seil zum Fenster herabgelassen, ein Feuerwehrmann wurde mittels dieses Seiles emporgezogen. Signale und Rufe der Feuerwehrleute ertönten, und als jetzt der Schwebende mit einem Schwung bei der mittleren Engelsfigur anlangte, ertönten jubelnde Beifallskundgebungen der Zuschauer, deren massenhafte Ansammlung den ganzen Platz füllte. Der Jubel erneuerte sich, als der Feuerwehrmann nunmehr die noch lebende Taube aus der Klemme nahm und mit ihr wieder im Thurmfenster verschwand. Auf der Straße wurde der Retter der Taube begeistert empfangen."

Ende eines Romans.

Der Myra Clark Gaines Millionen-Proceß, welcher, wie telegraphisch gemeldet, in letzter Instanz vom Bundes-Obergericht gegen die Stadt New Orleans entschieden worden ist, enthüllt einen interessanten Roman aus dem Leben:

Ende vorigen Jahrhunderts war Daniel Clark von Irland nach Amerika ausgewandert und hatte sich in New Orleans angesiedelt. Durch erfolgreiche Geschäftsunternehmen und wohl berechnete Capitalsanlagen gelangte er bald zu bedeutendem Vermögen. Er starb dort im Jahre 1813 mit Hinterlassung eines Testamentes, in welchem er sein gesammtes Vermögen seiner Mutter vermachte.

Damals lebte in Philadelphia mit ihren vermeintlichen Eltern ein 6jähriges Mädchen Myra Davis, die von Allen für die rechtmäßige Tochter des Col. Davis gehalten wurde. Myra selbst wußte nicht, daß sie von Davis und seiner Frau an Kindesstatt angenommen worden war, und erst später, als sie herangewachsen und im Begriffe stand, sich mit William Wallace Whitney zu verheirathen, wurde ihr von ihren Adoptiv-Eltern mitgetheilt, daß ihr Vater Daniel Clark von New Orleans gewesen sei. Nachforschungen ergaben, daß Clark, der vor der Welt als Junggeselle gelebt hatte, eine heimliche Ehe mit Zulima Des Granges, einer jungen Creolin von ungewöhnlicher Schönheit, eingegangen war. Zulima galt als die Frau eines französischen Edelmannes Jerome Des Granges, der vor den Stürmen der ersten Revolution sich geflüchtet und in New Orleans ein fashionables Café eröffnet hatte. Dort hatte der junge reiche Kaufmann Daniel Clark Zulimas Bekanntschaft gemacht. Des Granges' Neigung für die Creolin war bald geschwunden. Er ließ sie schmählich im Stiche und kehrte nach Frankreich zurück. Es erfolgte dann eine heimliche Trauung zwischen Clark und Zulima, und diesem Eheverhältniß entsprang Myra Clark Gaines. Das Kind wurde wenige Tage nach der Geburt von der Mutter getrennt und durch den Vater einem seiner Freunde, Col. Davis, anvertraut, der die kleine Myra adoptirte und später, als er nach Philadelphia zog, das Kind mit Einwilligung des Vaters mit sich nahm. Clark hatte das Kind der Mutter entrissen, weil ihm Dinge hinterbracht waren, welche die eheliche Treue Zulimas stark in Zweifel stellten.

Auf handelsgeschäftlichem und politischem Gebiete war Clark damals in New Orleans von großem Einfluß. Er wurde als erster Delegat des Staates Louisiana zum Congreß nach Washington gesandt, wo er neben Staatsgeschäften auch der holden Minne diente. Dort lernte er die drei Töchter Charles Carrolls kennen und verlobte sich mit Louise Carroll, doch wurde das Verhältniß bald wieder abgebrochen. Carrolls Töchter, die holden „Maryland Sisters", erregten später in London, England, durch ihren Liebreiz Aufsehen und eroberten sich stolze Lords zu Ehemännern. Die eine wurde Duchesse von Leed, die Andere Marquise de Wellesley und die dritte Lady Stafford. Clark starb eines plötzlichen Todes und unter Umständen, welche zu dem Gerüchte Anlaß gaben, daß er vergiftet worden sei. Zulima, seine erste Liebe, hatte sich über die Trennung von ihm zu trösten gewußt und einen Zahnarzt, Dr. Gardette, mit Herz und Hand beglückt. Beide siedelten später nach Frankreich über und sind dort verschollen. Mit vieler Mühe gelang es Myra Clark Gaines, die Beweise für die Ehe zwischen ihrem Vater und Zulima beizubringen und darauf ihre Erbansprüche zu basiren. Im Jahre 1834 wurde von ihr der erste Proceß gegen die Stadt New Orleans eingeleitet, und über ein halbes Jahrhundert verging, ehe die endgiltige Entscheidung erreicht wurde. Der von Clark hinterlassene Grundbesitz war inzwischen an die Stadt New Orleans gefallen und in „Lots" verkauft worden, die einen Gewinn von $700,000 erzielten. Der beständig im Werthe gestiegene Grund und Boden repräsentirt jetzt das colossale Vermögen von $3[illegible],000,000. Die richterliche Entscheidung hat nur einen Betrag von $576,000 zuerkannt, doch sind dieselben Rechtspunkte, die in diesem Falle zu Gunsten der Klager entschieden wurden, auch für die anderen, noch schwebenden Processe maßgebend. Myra Clark Gaines hat den Ausgang des Processes nicht mehr erlebt. Sie starb im Jahre 1879, und ihre Erben sind eine Schwiegertochter Hattie L. Whitney in Washington und sechs Enkelkinder.

— Ein Westpreuße (so erzählt die „Thorner Zeitung") ist augenblicklich Besitzer eines deutschen Hotels in Sansibar, und unsere tapferen Marinetruppen werden nicht wenig überrascht gewesen sein, bei ihren Streifereien in der Stadt der Schwarzen plötzlich auf ein „Hotel zum Anker", wie sich das Gasthaus nennt, zu stoßen. Die Geschicke des Besitzers, dessen Name Julius Michelsen ist, sind ziemlich romanhaft. Als junger Maurer verließ er im Jahre 1860 seinen bei Straßburg i. Westpr. belegenen Geburtsort und ging nach Rumänien, arbeitete dort einige Jahre und begab sich dann nach Egypten, wo er bis zum Jahre 1873 beim Bau des Suez-Canals beschäftigt wurde. In Kairo verheirathete er sich mit einer Oesterreicherin. Als die Zeiten für Handwerker in Egypten schlecht wurden, wandte sich Michelsen wieder nach Rumänien, später nach Odessa, erhielt eine Anstellung im Kaukasus bei der anglo-indischen Telegraphen-Gesellschaft und mußte Anfang 1887 diese einträgliche Stelle aufgeben, weil er das Klima nicht vertrug. Er ging abermals nach Egypten und fuhr, als er erfuhr, daß zur Errichtung von Gebäuden in Dar es Salaam Arbeiter gebraucht würden, nach Sansibar. Hier eröffnete M. ein deutsches Gasthaus und es scheint ihm und seiner Familie nach einer hierher gelangten Mittheilung ganz gut zu ergehen.

— Eine Feuersbrunst im kaiserlichen Palais zu Peking ist, wie sich nach der „Voss. Ztg." jetzt herausgestellt hat, durch Brandstiftung entstanden und hatte den Zweck, einen riesigen Betrug und Unterschlagung zu verdecken. Es galt nämlich die Rechnungsbücher über die in den letzten 16 Jahren gemachten Anschaffungen von Seide, Pelzen und anderen Kostbarkeiten, die in jenem Theil des Palastes aufgespeichert waren, zu revidiren. Der Brand vernichtete jedoch nicht nur alle Vorräthe, sondern auch die Rechnungslisten. Von einer officiellen Untersuchung ist Abstand genommen, da eine solche eine Masse angesehener Beamten in ein nicht beneidenswerthes Licht stellen würde. Der Gesammtverlust durch die Feuersbrunst beträgt 5 Millionen Taels, und für die Wiederherstellung der eingeäscherten Baulichkeiten sind 2 Millionen Taels angesetzt. Für solche Zwecke hat die chinesische Regierung stets reichlich Mittel übrig, während in der nördlichen Provinz Tschantung und in der Mantschurei zur Zeit Tausende dem Hungertode erliegen, ohne daß die Regierung für freie Zufuhr von Lebensmitteln nach jenen darbenden Districten Sorge trägt, vielmehr den ausländischen Missionaren allein den Versuch zur Abhilfe des Nothstandes überläßt.

Gedankenklein.

— Wer der erste Dichter war, ist unbekannt, doch gibt es sehr viele letzte Dichter.

* *

— Es ist fraglich, ob der Volksfreund auch sich selbst zum Volke rechnet.
Brutus.

* *

— Es gibt Aengstliche, die nicht den Muth haben zu säen, weil der Hagel ihnen die Ernte vernichten könnte.

* *

— Pudelnärrisch ist ein Mops, der einen Spitz hat.

* *

Daß jedes Ding seine zwei Seiten hat, merkt man leider immer erst dann, wenn man es bereits bei der schlechten gepackt hat.

* *

Dein Wunsch, mein Freund, ist, alt zu werden?
Da kann ich ein Recept dir schreiben,
Es gibt kein besseres auf Erden:
Du mußt nur sorgen, jung zu bleiben.

* *

Talent und Genie verhalten sich zu einander wie Photographie und Malerei.

* *

Manchen Vorgesetzten lernt man erst in seinem Nachfolger kennen.

— Die sogenannte „Poesie der Leidenschaft", welche seit einigen Jahren von hysterischen amerikanischen „Ladies", die sich als große Dichterinnen preisen lassen, ausgebildet wird, treibt immer erbaulichere Blüthen. Ein gewisses Fräulein Anna Reeve Aldrich hat z. B. eine Gedichtesammlung erscheinen lassen unter dem Titel: „Die Flammenrose, und andere Liebesgedichte". Das Buch, welches von der New Yorker „Sun" ein „Brechmittel" genannt wird, enthält u. A. ein Gedicht „Das neue Eden", aus welchem folgende Strophe, die noch lange nicht das „Dickste" ist, als Müsterchen in deutscher Uebertragung mitgetheilt sei:

„Im Paradies gebar die Lieb' die Scham
Und starb, entsetzt von ihrem eklen Kinde, —
Laßt tödten uns, begraben uns die Scham,
Daß unser Eden Ruhe vor ihr finde!"

— Ein Bauer trägt einem Rechtsanwalt einen Streitfall vor und fragt ihn, ob er den Proceß annehmen wolle und überzeugt sei, ihn zu gewinnen. „Natürlich," entgegnet der Mann des Rechts, „den Proceß führ' ich, den gewinnen wir auf alle Fälle."—„Also, gewiß is der Herr," versichert sich noch einmal der Fragesteller, „daß der Proceß muß gewonnen werd'n?"—„Ohne Zweifel, ich stehe dafür ein."—„Dank' schön, Herr Advocat, für die Auskunft, da will ich's doch bleiben lassen, zu klagen; — denn, wissen's, ich hab' Ihnen das Proceßle von meinem Gegner erzählt."

— Ein kleines Mißverständniß. — Der Hofbanquier S. wurde einst vom Schnupfen so arg heimgesucht, daß er fast taub war. Allein die Einladung des Grafen M. konnte er nicht ausschlagen; er stellte sich ein, und als ihn der freundliche Gastgeber, neben dem er bei Tische saß, fragte: „Wie befindet sich Ihre Frau?" antwortete er: „O, mein Herr, Sie sind sehr gütig, das ist ein altes Uebel, ich muß sehr viel darunter leiden und kann es nicht los werden; hilft Nichts als Geduld." — Die ganze Gesellschaft lachte, der Gefragte hatte aber seinen Schnupfen gemeint.

— Vertraulich. Bursche: Herr Lieutenant, der Herr Hauptmann läßt fragen, ob Sie vielleicht ein Glas Wein bei ihm trinken möchten. Lieutenant (dem es nicht gelegen kommt, zweifelnd): Hm!... Bursche: Herr Lieutenant, im Vertrauen gesagt, das mit dem einen Glas ist wohl nur ein Scherz vom Herrn Hauptmann — ich hab' sechs Flaschen aus dem Keller holen müssen.

— Druckfehlerteufel. Fräulein Hildegard Keck, welche in der Provinz nur zweite Liebhaberinnen mit mäßigem Erfolge gespielt hatte, wurde nach der ersten Gastvorstellung in der Residenz vom regierenden Fürsten wegen ihrer Kunstleistungen getadelt und führt seitdem den Namen Hildegard von Stolzenfels.

— Poesie und Prosa. Kaufmann: „Wie kommt es doch, Herr Professor, daß eine Locke der Geliebten den Liebenden in Entzücken versetzt, während ein Einzelnes Haar von ihr, das sich zufällig auf seinen Rock verirrt hat, in wenig liebenswürdiger Weise entfernt wird?"—Professor: „Das fragen Sie, ein Kaufmann, mich!? Nun, die Masse muß es bringen!"

— Vorurtheil. Ein junger Mann kommt zu einem Bekannten und benachrichtigt diesen, daß er morgen eine neue Stelle antreten werde. „Ich würde morgen," bemerkt Letzterer, „nicht eintreten, denn Freitags hat man gewöhnlich Pech!" — „Nun," entgegnete der junge Mann — „muß denn gerade Ich das Pech haben—mein Principal kann's ja auch haben!"

— Erschwerte Popularität. Dichterling: „Heutzutage ist es furchtbar schwer, daß die Werke von Unsereinem populär werden!" — Professor: „Das kann ich mir denken! Die Vorschrift, daß Käse und Wurst nur mehr in unbedrucktes Papier eingewickelt werden dürfen macht eben für viele Dichter eine populäre Verbreitung unmöglich!"

— Enttäuscht. Frau des Angeklagten (zum Vertheidiger): „Herr Dukter, wu kimmt denn mei Mann nu hin?"—„Aber liebe Frau, Sie haben wohl nicht recht verstanden, er ist ja freigesprochen." — „Ach herrjeh! Ich dacht' immer, se wärden em uf ä paar Jahr' versorgen!"

— Individuelle Anschauung. Schullehrer: „...Wenn wir eine gute Handlung geübt haben, so beschleicht uns stets ein angenehmes Gefühl innerer Befriedigung, so als wenn wir z. B. — einen guten Nierenbraten gegessen und dazu eine Flasche Rheinwein getrunken hätten!"

— Tröstlich. Frau: „Wie, einen Tag nach unserer Hochzeit kommst Du schon betrunken nach Hause!?" — Mann: „Schau', lieb's Weiberl, später wirst Du nie mehr' was dabei finden — jetzt hat's halt eben noch den Reiz der Neuheit für Dich!"

— Boshaft. Sie: „Ich weiß nicht, was Du gegen die Werbung des jungen Doctors um unsere Emilie einzuwenden hast, er ist doch von guter Familie, und hat ganz gesunde Ansichten!" — Er: „Aber noch keinen einzigen kranken Patienten!"

— Drohung. Professor: Müller, jetzt haben Sie wiederum während meines ganzen geschichtlichen Vortrags nicht aufgemerkt. Aber warten Sie nur, über Sie wird die Weltgeschichte einst auch mit Stillschweigen hinweggehen.

— „Wie konntest Du so ungalant sein, meine Braut, die doch in Deiner Nähe fiel, nicht aufzuheben?"— „Ich bin ein zu ehrlicher Mensch — ich lasse Alles liegen, was nicht mir gehört!"

— Druckfehler. (Aus einer Kritik): Wir stehen diesem Buche rathlos gegenüber, weil wir die Absichten des Verfassers nicht begeifern (begreifen) können....